

John Wray

## Madrigal

Und dieser allerletzte Tag, dieser letzte und längste, endgültige Tag, endet mit dem Anruf ihres unerträglichen Bruders. Unerträglich wenn er sich bei ihr meldet, pausenlos klagend über eine Reihe von Lasten, die jeder nicht-in-der-Kulturhauptstadt-der-Erde-lebende-Mensch nur all-zu gerne hätte—Waldorfschulen und Verkehrsstörungen und etwas, das tatsächlich, so etwas kann man nicht erfinden, 'mansion tax' heißt—und noch viel weniger erträglich angesichts jener langen Zeit absoluter Funkstille, die ihr deutlich macht, so deutlich wie nur möglich, wie wenig ihm seine Familie eigentlich bedeutet. Ihr Bruder nimmt die Saga seines epischen, einseitigen Streits mit einem gewissen Hunter Wagoner sofort wieder auf, der neueste in einer langen Reihe von Südstaatschriftstellern, dessen 'Moment' ein bisschen intensiver glänzt und länger zu dauern scheint als der 'Moment' ihres Bruders; aber zum ersten Mal in mehr als zehn Jahren dieses Rituals der Autopietá erlaubt sie es sich, seinen Monolog zu unterbrechen.

'Ich will mir diese Scheiße nicht mehr anhören müssen, Teddy.'

'Wie bitte?'

'Du hast mich gehört. Endlich bitte Schluss mit Hunter Wagoner.'

'Glaub mir, Maddy, ich stimme voll mit Dir überein. Leider bleibt aber die Tatsache, dass dieser schmierige Arschkriecher—'

'Ich könnte Dir all Deine Beschwerden jetzt schon aufsagen, ohne ein weiteres Wort hören zu müssen. Mir ist sogar die Reihenfolge vertraut.'

'Okay. Verstehe. Aber—'

'Ich weiß, dass sein Buch eine ganze Seite im Feuilleton bekommen hat, obwohl es nur ein Kurzgeschichtenband war, und dass alle den Humor seiner Prosa in den Himmel heben, obwohl er sonst eigentlich gar nicht so witzig ist, und dass Du bei irgendeiner Party mitbekommen hast, wie er einer jungen, naiven Studentin von jenem Jahr erzählte, in dem er außer dem Neuen Testament kein Wort gelesen hat, und dass sie dann zusammen die Party verlassen haben. Können wir einfach zu dem Punkt im Gespräch vorspulen, an dem ich Dir versichere, dass Du ein besseres Ohr für Dialoge hast?'

Langes Schweigen. Die Wendung wird registriert.

'Okay.'

'Okay.'

'Eigentlich hab ich angerufen, um zu fragen, wie es Dir mit den neuen Medikamenten so geht. Wagoner kann mir einen blasen.'

Dazu sagt sie überhaupt nichts.

'Maddy? Noch da?'

'Ich nehme keine neuen Medikamente.'

Er lacht übertrieben laut. 'Wahrscheinlich gibt's irgendeinen neuen Fachausdruck dafür, 'Lebenserlebnismöglichkeitstabletten' oder so was, aber Du weißt sehr wohl—'

'Ich nehme kein Paxil mehr. Kein Zoloft. Ich nehme keine Tabletten mehr. Ich schluck sie einfach nicht.'

Eine deutlich längere Pause.

'Ich hab heute mit Papa gesprochen, deshalb melde ich mich. Er macht sich wohl Sorgen.'

'Ich weiß, dass es ein Klischee ist, zu sagen, dass Du mich nie anrufst', sagt sie schließlich. 'Oder dass Du nur anrufst, wenn Du etwas von mir willst.'

'Du hast vollkommen Recht, Maddy. Das ist ein Klischee.'

'Aber Du rufst nie an.'

'Stimmt nicht. Schau, wir reden ja—'

'Oder Du rufst nur an, wenn Du etwas von mir willst.'

'Es tut mir leid, Maddy. Okay? Es tut mir leid. Ich hab dich lieb. Ich hab dich lieb und mache mir Sorgen deinetwegen. Gähnst Du?'

'Ich hab dich auch lieb, Teddy.'

'Es ist nur, du bist nicht unbedingt der angenehmste Gesprächspartner, weißt Du? Und ich bin auch nicht der angenehmste Gesprächspartner.'

'Irgendwo in dieser Welt lebt der angenehmste Gesprächspartner', hört sie sich antworten. 'Muss ja so sein. Ich bin aber ziemlich sicher, dass er, beziehungsweise sie, nicht hier in Little Rock zuhause ist.'

'Ich würde auf eines der teeproduzierenden Länder tippen', sagt er. 'Eines der betelnusskauenden Länder. Sri Lanka, zum Beispiel. Oder Bangladesch.'

Beide fühlen sich plötzlich verbunden, fast so wie sie es als Kinder waren, und das ist für Maddy eine Erleichterung, weil sie nur darauf gewartet hat, um das Gespräch beenden zu können. Sie legt auf, durchquert die leere Küche bis zur Steckdose und zieht das Kabel aus der Wand. Langsam atmet sie aus. Wie aus der Ferne nimmt sie das

Summen des Kühlschranks wahr und stellt fest, leicht verblüfft wie immer, wie sehr dieses Geräusch sie beruhigt. Sie versucht sich zu erinnern, wann ihr Bruder das letzte Mal gefragt hat, wie es mit ihrem eigenen Schreiben geht. Das Brummen wird lauter, dann wieder sanfter, wie das Atmen eines schlafenden Hundes. Ihre elektrische Schreibmaschine steht dort, wo sie immer steht, am Ende der Küchentheke—heute, ganz ausnahmsweise, ist ein Stück Papier darin. Sie holt sich ein Bier und setzt sich an die Theke.

Der Roman, den sie schreiben würde, wenn sie noch schreiben könnte, wenn sie auch nur noch zwei zusammenhängende Gedanken aneinanderreihen könnte, würde in einem Universum spielen, das dem unseren so ähnlich wäre, dass dem Leser erst in der Mitte des Buches langsam dämmern würde, dass etwas nicht stimmt. Der Unterschied macht sich bemerkbar auf subtilste Art und Weise, zunächst im Dialog, durch kleine Fehler, als ob die Personen Englisch nur als Zweitsprache sprechen würden: Das Moor vor dem Haus der Protagonistin wird 'die Feuchtigkeit' genannt, ihr Auto scheint ohne Benzin oder Strom zu laufen, sie sagt ihrem Mann, er soll sich beeilen, weil sie 'nicht aus Zeit bestehe.' Die Frau, die sich so ausdrückt, heißt Madrigal, und sie arbeitet vier Tage in der Woche, wie Maddy selber, als Kaltanruferin für ein Inkassounternehmen, ansässig in Little Rock, Arkansas.

Es wird ein großartiges Universum werden, sagt sich Maddy. Es wird das Universum, das uns allen eigentlich zusteht—eines, in dem die natürliche Bewegung der Dinge in Richtung Ordnung statt Chaos geht, in dem Körper und Beziehungen und Pläne dazu tendieren, sich nicht in Scheiße zu verwandeln. Trotzdem werden bestimmte,

ausgewählte Existenzen von Zeit zu Zeit scheitern, denn: kein Scheitern, keine Geschichte.

Schon seit einiger Zeit weiß Madrigal, dass irgendwo der Wurm drin ist. In ihr persönlich, selbstverständlich, nicht in ihrer Welt. Ihre Arbeit ist befriedigend, die Zukunft schaut rosig aus und ihr Ehemann ist fürsorglich und liebevoll, aber etwas stimmt ganz und gar nicht: Ein graues, undefinierbares Etwas, das von ihrer unteren Wirbelsäule aus in alle Richtungen kühl ausstrahlt. Sie weiß zwar, dass das Leben prächtig, aber trotz allem doch nicht recht überzeugend ist, ganz so, wie ihr die Sänger immer vorkamen an den Abenden, als ihre Eltern sie mit in die Oper geschleppt haben. Prachtvoll, aber unnatürlich, anorganisch, übertrieben. So wird Madeleine Wells' Protagonistin ihre Existenz betrachten.

Eines Tages nach der Arbeit, als Madrigal in ihrem Kaltfusionkombi die Feuchtigkeit entlang fährt, wird sie von einer plötzlichen Welle der Emotionen überrascht, die sie zwingt, am Schilfrand anzuhalten. Sie lehnt sich steif über das Lenkrad und sucht vergebens nach einer Erklärung für ihren Zustand. Wie oft, fragt sich Madrigal, ist sie an diesem verwunschenen Ort, diesem geradezu schmerzhaft romantischem Ort, vorbeigefahren? War es immer so herzerreißend malerisch hier, so leuchtend bedeutungsvoll, so geheimnisvoll still?

Und dann, durch einen schmalen Spalt im Schilf, sieht sie es.

Sie hat keine Worte für das, was sie da jetzt sieht, keine ausreichenden Vergleiche, sie weiß nur, dass es die Lösung ist, der Schlüssel zum Rätsel, der Grund, dass sie überhaupt stehengeblieben ist. Es liegt sonderbar auf dem Wasser, ein längliches, graues Etwas, und wenn es seinen langen Hals in die Feuchtigkeit taucht, könnte man es

für eine riesige Schlange oder einen Aal halten—aber das ist doch nicht richtig, dieses Wesen ist ganz etwas Unverwandtes: Madrigal hat einfach keinen Bezugsrahmen für das, was sie sieht. Ein Fisch oder eine Schlange hätte Schuppen irgendeiner Art, würde sich viel schneller bewegen, würde den Eindruck machen, Gewicht zu haben. Dieses Tier scheint mit einer Art feinem, zerrissenem Stoff bekleidet zu sein, einer dichten, blaugrauen Decke, vielleicht sogar etwas wie Fell. Von ihrem Platz aus kann Madrigal keine Glieder erkennen. Sie drückt ihr Gesicht gegen das langsam beschlagende Glas der Windscheibe, traut sich kaum zu atmen vor lauter Angst, ihre Aussicht weiter zu vernebeln.

Das Wesen bewegt sich in engen, ziellosen, verspielten Kreisen, gleichgültig dem Auto gegenüber, und als plötzlich Sonnenlicht auf seinen Hals, seine Brust fällt, sieht Madrigal, dass sie sich getäuscht hat. Das Wesen ist mitternachtsblau und rostrot und Silber. Seine scheinbar undifferenzierte Haut besteht in Wirklichkeit aus unzähligen, sich überlappende Segmenten, so klein und präzise, dass sie sogar aus der Nähe wie eine perfekte Einheit aussehen. Madrigal wischt mit dem Ärmel über ihre Augen. Sie möchte die Türe leise öffnen, langsam aussteigen, und barfuß und sachte in das kalte, stinkende Wasser waten, um dieses rätselhafte Wesen zu berühren. Sie ist gerade aus ihren flachen Arbeitspumps geschlüpft und hat den Griff der Türe schon in der Hand, als ein zweites Tier herbeischwimmt. Madrigal öffnet die Autotür und in dem Moment geschieht es: das Ereignis, das sie für immer prägen wird.

Das größere der beiden Wesen scheint sich zu entfalten, sich auseinanderzuklappen, in alle Richtungen massiver zu werden auf eine undefinierbare Weise. Es ist plötzlich ein ganz anderes Tier, größer und bunter, von anderer Form. Jetzt

hat es auch Glieder: breite, graue Flossen, die spitz und elegant zulaufen. Sein Gefährte verwandelt sich fast gleichzeitig, und gemeinsam scheinen sie das Wasser zu attackieren, seine Oberfläche zu prügeln, um es dann einfach zu verlassen. Im ersten Moment weigert sich Madrigals Gehirn, das zu akzeptieren. Nie zuvor hat sie so etwas gesehen. Sie verlassen die Erde.

Später versucht Madrigal vergebens, ihrem Mann klarzumachen, was sie erlebt hat. Das Pärchen gab einen Laut von sich, bevor es wegflog: einen brutalen, rauen Schrei, der sogar durch das Glas der Windschutzscheibe zu hören war. Sie versucht ihn in der warmen Stille des Fernsehzimmers zu imitieren, und obwohl ihr Mann achtgibt und nicht im Geringsten irritiert ist, merkt sie sofort, dass es nicht klappen wird. Er sagt schließlich, er hätte sie noch nie so zornig gesehen, so verzweifelt, und er hat damit völlig Recht. Sie steht in einer Art Boxerhaltung zwischen ihrem Mann und dem Bildschirm, weinend und zitternd, und bemerkt, wie wenig er versteht. Sie muss sich zusammenreißen, um nicht in sein wohlwollendes, nicht begreifendes Pfannkuchengesicht zu treten.

In der gleichen Nacht setzt sie sich an den Schreibtisch, schaltet den Computer ein und fängt an zu suchen. Sie braucht länger als sie sollte, weil sie nicht die geringste Begabung fürs Internet hat—ihr erster Versuch ist WASSER + ARMLOS + NICHT FISCH—aber nach fünfzehn Minuten hat sie es schon. LEBEWESEN + WASSER + LANGER HALS + ROTE BRUST + FLIEGEND. Die Tiere, die sie gesehen hat, waren Rothalstaucher im Brutgefieder.

Die ganze Nacht hindurch sitzt sie am Computer und liest, besessen wandernd von einem Link zum nächsten, von *Taucher* über *Wasservögel* und *avifauna* zu der Verteilung der Federn auf dem Flügel, Deckfedern Eckflügel Handschwingen

Armschwingen Schulterfittich Bürzel, dann weiter zu Verbreitungskarten und den katastrophalen Aussterbezyklen des vergangenen Jahrhunderts, und es wird ihr langsam mulmig dabei, als ob sie Pornografie statt Ornithologie konsumieren würde. Kurz vor Sonnenaufgang stößt sie auf das Feldtagebuch eines kontinentalen Forschers, geschrieben zur Zeit des Zweiten Globalen Krieges. Sie druckt ein paar Seiten davon aus, legt sich auf das Sofa im Wohnzimmer und beginnt zu lesen.

Im ersten Eintrag hat der Ornithologe, ein gewisser Benedikt Weisshaupt, die Hälfte einer Expedition in den Bosavi Regenwald von Neuguinea schon hinter sich. Er scheint auf der Flucht vor etwas zu sein—vor Faschismus, womöglich, oder irgendeinem privaten Skandal. Er ist auf der Suche nach einer bisher unbeschriebenen Spezies des Laubenvogels, in der Sprache der Bosavi Er-Der-Lauert genannt, angeblich endemisch an den Hängen eines unerforschten Vulkans. 'Führt leidenschaftliches Begehren immer zu Extremen?' fragt sich Weisshaupt in seinem Tagebuch. 'Oder vielleicht doch nur hinter das Moskitonetz?'

Weisshaupt verlangt bewaffnete Begleitung von den Ältesten der Bosavi, aber diese begeistern sich nur wenig für die eisernen Axtköpfe, die er ihnen dafür anbietet; ein Junge mit 'einem dekadenten Grinsen' erklärt ihm, dass die gleichen Äxte im Port Moresby Depot für ein halbes Bündel Tabak zu bekommen sind. Weisshaupts Eintrag verwandelt sich in einen rassistischen Wutanfall, den Madrigal sich erspart. Sie liest beim nächsten Eintrag weiter:

*'Wieder hat mich meine Neigung, bezaubernde Landschaften zu bewundern (die vielleicht nicht existieren) in eine Sackgasse geführt.'*



Weisshaupt bewegt sich jetzt mühsam den Hang des Vulkans hinauf und beschwert sich pausenlos über den einzigen Begleiter, den ihm die Bosavi letztendlich gegönnt haben: Iguakallalianakup'a, auch 'Ginger' genannt, ausgerechnet den grinsenden Trottel, der seine Äxte verschmährt hat. Aus dem Dschungel dringt von allen Seiten Gegurgel und Gezwitzcher; aber Gingers Antwort, so oft ihn Weisshaupt nach den Vogelarten fragt, lautet immer einfach 'Tier' oder 'Er-Der-Lauert.'

Was war das für ein Ruf, Ginger? Und sag jetzt nicht Er-Der-Lauert.

Jawohl, Weisshaupt. Das war ein Tier.

Was für ein Tier? Einfach nur irgendeines?

Nein, Weisshaupt. Nicht nur irgendeines.

Was für eines dann?

Er-Der-Lauert.

Im gleichen Moment wird das Hemd des Ornithologen von einem 'brennenden Saft' durchnässt und es folgt eine weitere Beschimpfungskaskade. Kurz danach findet sich Weisshaupt in seinem zerfetzten Zelt wieder, am Südrand des Kraters, zitternd vor Kälte und Fieber. Es gelingt ihm noch, ein Gespräch zu beschreiben: ein Gespräch, das seine Sicht auf den Jungen, den Dschungel, und vor allem den Gesang, der ihn umgibt, radikal verändert hat.

'Ich hatte Ginger zum hundertsten Mal gebeten, mit seinem pausenlosen Summen aufzuhören, worauf er nur lachte. Dann nahm er mich bei der Hand, als ob ich ein Kind

wäre, und erklärte mir geduldig, dass wir sofort verloren sein würden, sobald sein eigenes Lied zu einem Ende käme.

Wieso denn, Ginger? Bist du vielleicht eine Fledermaus?

Nein, Weisshaupt. Bin Lerner der Landschaft. Bin Macher den Weg.

Verstehe, sagte ich ironisch. Du bist Kartograph.

Darauf bat mich Ginger, das Wort zu wiederholen; dann lachte er nochmals auf.

Richtig, Weisshaupt. Bin Kartograph.

In dem Moment lichtete sich endlich die Wolkendecke meines Bewusstseins: Langsam wurde mir klar, dass die Lieder der Bosavi *vocalisierte Kartierungen des Dschungels* sind, und dass sie *aus der Warte eines Vogels* gesungen werden; das heißt, in anderen Worten, dass ich—wenn ich begreifen möchte, wo wir sind und wohin wir uns bewegen—einfach die Beine heben muss, tüchtig mit den Armen flattern und die Erde hinter mir lassen.

Wer ist Er-Der-Lauert, Ginger? Ist er überhaupt ein Vogel?

Jawohl, Weisshaupt. Er ist sehr wohl ein Vogel. Und Sie auch.'

Als seine Temperatur weiter steigt, wenden sich Weissaupts Gedanken immer stärker in seine Vergangenheit, zu den Kataklysmen, vor denen er um die halbe Erdkugel geflohen ist: den Verfolgungen, den Massenversammlungen, den Gesichtern von Nachbarn und Familienmitgliedern und sogar gebildeten Kollegen, glanzäugig vor Begeisterung über ihren schwerfälligen, streitsüchtigen 'Leiter'—und zuletzt, mit alpträumerischer Unvermeidlichkeit, zum Leiter selbst, umzingelt aber unantastbar in seinem hohen Wehrturm, umgeben von Beratern und von Schmeichlern, die er kaum zu sehen scheint. Zauberei ist da im Spiel, da ist sich Weisshaupt sicher. Er ist mit dem

Leiter in seiner privaten Suite, in abgeschiedenen Räumen, in denen er sich mit seinen Engeln und Dämonen unterhält. Der Ornithologe und der Populist sehen die Welt jetzt durch die gleichen ängstlichen, blutunterlaufenen Augen.

Der Leiter hängt in seinem 'Versailles-Zimmer' in einem hochgerüsteten Liegesessel, sich zerbrechlich und winzig fühlend, und horcht auf körperlose Stimmen. Das Auge des Radios pulsiert und flackert. Unabhängige Sender gibt es noch, zu seiner eigenen Verblüffung, und er hört sie sich manchmal spät nachts an, von einem masochistischen Verlangen getrieben. Momentan wird er (wer sonst!) beschrieben, von einer eingebildeten, nasalen Stimme—der Stimme eines 'angesehenen Biographen und Kritikers'—der ihn, den Leiter, offenbar für eine Art Viehhändler hält.

*Wenn Sie mich fragen, wäre es sinnvoll, ein bisschen weiter als bis zu den üblichen totalitären Vergleichen zurückzugehen und sich gewisse Theorien der Tierzucht anzusehen, die man während der britischen Landwirtschaftsrevolution entwickelt hat.*

(Gelächter) *Herr Wells, wollen Sie damit andeuten—*

*Ich merke lediglich an, dass Er-Der-Nicht-Genannt-Werden-Darf und seine Besessenheit, die Grenzen zu kontrollieren, das Land ethnisch und sprachlich zu säubern, nur geringe Abweichungen zu den Ansichten eines Schäfers des 17. Jahrhundert aufweist.*

*Wir befinden uns in gefährlichen Zeiten, Herr Wells. Als Journalist—*

Der Leiter betrachtet seine zierlichen Hände. Er beginnt jeden Tag als massiver, schwerknöchriger Macher, so mächtig proportioniert wie die Statue des Italieners im Kreisverkehr unter seinem Fenster, und kriecht jeden Abend wieder in sein Bett hinein, kleiner und verletzlicher als ein Spatz. Er versteht sich als Vogel in den frühen Morgenstunden, als flugunfähigen Vogel—ein Kakapo, zum Beispiel, oder ein Kiwi—mit dünnen, luftdurchdrungenen Knochen.

Der Mann redet immer noch. Der Leiter versucht es, sich seinen Namen zu merken. Er schreibt ihn sich mit einem Kuli auf den Handrücken, neben weitere Namen, verblichen, noch nicht ganz verschwunden.

Aber dieser Typ, der da redet. Dieser selbstgefällige kleine Meckerer. Der fängt an, ihn zu nerven.

Ungeduldig fischt er sein Handy aus der Hosentasche, schaut, ob er Empfang hat und liest den Namen von seiner Hand ab. Er fühlt sich wach, klar in seinen Gedanken, wieder von menschlicher Größe, imposant und gerecht, wie so oft am frühen Morgen. Der kleine Quietscher ist ein Nichts, ein Niemand, ein in Brooklyn lebender Schreiber von sich mäßig verkaufenden Essaybänden, beide Eltern lebend, eine Schwester. Der Leiter, vor allem in den frühen Morgenstunden, ist ein begabter Forscher. Theodore Avery Wells, männlich, sechsunddreißig, kinderlos, ledig. Schwester Madeleine Wells, achtunddreißig. Wohnsitz Little Rock, Arkansas. Siebzehn Arbuckle Lane.

Die Schwester—die Schwester ist interessant. Ein paar weitere Klicks mit seinen eleganten Fingern und er hat mehr, als er braucht. Die guten Noten, die Stipendien, den Master in Creative Writing von einem überteuerten Nonnenkloster in Neu England.

Danach ominöse Stille. Sämtliche Krankenhausaufenthalte, Befund nicht freigegeben.  
Der selbstzufriedene, viel veröffentlichte Bruder. Er hat mehr, als er braucht.

Laut seinem Flachbildschirm ist es 03:45, als er sich aus seinem Liegesessel erhebt—jetzt deutlich überlebensgroß—und sich an seinen Computer setzt. Seine erste Aufgabe ist es, eine Epistel an seine achtzehn Millionen Anhänger zu schreiben, die alle eine gewisse Seelennahrung in seinen nächtlichen *Pensamientos* finden. Empörung wird von ihm erwartet, sogar verlangt, und der Fall des kleinen Quietschers ist dafür durchaus willkommen.

*Decadent snivelling (alcoholic?) propagandist @WellsTeddy was ungenerous to me on Who-Listens-To-The-Radio-Anymore tonight. Give sister a call, @WellsTeddy. Maybe she'll answer.*

Der Schriftsteller sieht den Beitrag und ruft sofort bei seiner Schwester an. Er will mit ihr reden, will ihre Stimme noch hören, bevor er die Wucht von dem, was geschehen ist, voll zu spüren bekommt. In letzter Zeit scheint es ihr besser zu gehen—sie hat endlich eine Behandlung gefunden, die für sie hinhaut—aber unlängst bekam er eine Nachricht von ihrem Vater, in der er seinen Sohn bat, sich möglichst bald bei ihr zu melden. Er denkt an die Spannung in der Stimme seines Vaters, als seine Schwester abhebt.

'Maddy!'

'Warum klingt eigentlich alles, was Du sagst, so, als ob es mit einem Ausrufezeichen enden würde?'

Seit seiner frühesten Kindheit hat er ihre Laune mit ungesunder Präzision deuten können, und heute stellt er nach weniger als einem Satz fest, dass sie von der Epistel des

Leiters noch nichts weiß. Ihre Stimme hat dieselbe bleierne Gleichgültigkeit, die er schon seit Jahren gewohnt ist, aber diesmal kommt sie als Erleichterung. Nur hat er nicht die leiseste Ahnung, was er als nächstes sagen soll. In seiner Verzweiflung fällt er widerwillig in die Rolle zurück, die sie gemeinsam für ihn festgelegt haben: der verwöhnte, von Narzissmus gequälte Erfolgsautor, sich beklagend über halberfundene Kränkungen. Er fängt an, von Hunter Wagoner zu sprechen.

'Rate einmal, wer ein sogenanntes 'Geniestipendium' bekommen soll. Rate nur.'

'Armer Teddybär. Wer denn?'

'Der Dichturfürst von Methedrine, Alabama. Wer denn sonst?'

Sie findet seine Wagonerroutine witzig, das war schon immer so. Wagoner ist ein Mittel, um in Kontakt zu bleiben, um sich selbst lächerlich zu machen und dadurch für sie keine Gefahr. Heute Abend scheint es wieder eine Zeitlang zu klappen. Dann plötzlich sagt sie ihm, sie nähme keine Medikamente mehr.

'Es tut mir leid, Maddy. Okay? Es tut mir leid. Ich hab dich lieb und mache mir Sorgen deinetwegen. Gähnst Du?'

Ein geradezu endloses Schweigen. 'Ich hab dich auch lieb, Teddy.'

'Es ist nur, du bist nicht unbedingt der angenehmste Gesprächspartner, weißt Du? Und ich bin auch nicht der angenehmste Gesprächspartner.'

'Irgendwo in dieser Welt lebt der angenehmste Gesprächspartner. Muss ja so sein.' Sie seufzt. 'Ich bin aber ziemlich sicher, dass er, beziehungsweise sie, nicht hier in Little Rock zuhause ist.'

Eine Welle der Liebe und Dankbarkeit bricht über ihn herein. 'Ich würde auf eines der teeproduzierenden Länder tippen', hört er sich sagen. 'Eines der betelnusskauenden Länder. Sri Lanka, zum Beispiel. Oder Bangladesch.'

'Okay', sagt sie dann, und er fühlt sich plötzlich vollkommen mit ihr verbunden, fast so wie früher, als sie Kinder waren. Als sie Kinder waren und er sie bewunderte, sie verehrte, sie von Früh bis Abend beobachtete, um Hinweise zu gewinnen, wie die Welt der Erwachsenen zu überstehen sei. Er der Spatz, sie der Adler. 'Okay', sagt sie ein zweites Mal, noch sanfter als zuvor. 'Bangladesch.'

Er hört ein Klicken, als sie den Hörer auflegt, und lehnt sich langsam zurück in seinem ergonomischen Schreibtischstuhl. Er sieht seiner Schwester zu, wie sie still in der Mitte der Küche steht, dem Brummen des Kühlschranks regungslos lauschend, unerreichbar in ihre Gedanken vertieft. Nach einiger Zeit gewinnen ihre Augen den Fokus zurück, nehmen die Küchentheke wahr, und dann—langsam, schüchtern—die Schreibmaschine an dessen Ende. Normalerweise ist die Maschine leer—seit Jahren ist sie leer—aber heute stellt er sich vor, es sei ein Blatt vom feinsten Schreibpapier darin. Er schaut zu, wie sie die dunkle Küche zur Theke durchquert. Sie schaut einen Moment lang in die Ferne, nicht länger, und beginnt zu schreiben.